



Buch

In ihrem neuen spannenden Fall muss Flavia de Luce gleich zwei verzwickte Morde aufklären – die so unlösbar ineinander verworren zu sein scheinen wie die verwickelten Schnüre einer achtlos weggeworfenen Marionette.

»Als ich über den Friedhof von St. Tankred radelte, sah ich, dass der Vauxhall des Inspektors weg war und damit auch – wie ich vermutete – die Leiche. Nicht, dass ich angenommen hätte, die Beamten hätten ihn von Samstagabend bis Montagmorgen mit verrenkten Gliedern auf der Puppenbühne liegen lassen. Jedenfalls befand sich der Leichnam nicht mehr im Gemeindesaal, lag nicht mehr mit hervorquellenden Augen da und dem Speichelfaden im Mundwinkel, der inzwischen zu einem Spuckestalaktiten geronnen sein musste ...Ich wäre sonst womöglich in Versuchung geraten, ihn mir noch einmal anzusehen.« (Flavia de Luce)

Alan Bradleys Debütroman *Mord im Gurkenbeet* sorgte bereits vor Erscheinen für eine beispiellose Sensation: Er wurde mit dem renommiertesten Krimipreis der Welt ausgezeichnet, dem *Dagger Award* – auf der Basis eines einzigen Kapitels! Und auch *Mord ist kein Kinderspiel*, der zweite Roman aus der Serie um die ungewöhnliche Detektivin Flavia de Luce, stand wieder monatelang auf der *New-York-Times*-Bestsellerliste.

Autor

Alan Bradley wurde 1938 geboren und ist in Cobourg in der kanadischen Provinz Ontario aufgewachsen. Nach einer Karriere als Elektrotechniker, die schließlich in der Position des Direktors für Fernstechnik am Zentrum für Neue Medien der Universität von Saskatchewan in Saskatoon gipfelte, hat Alan Bradley sich 1994 aus dem aktiven Berufsleben zurückgezogen, um sich nur noch dem Schreiben zu widmen.

Mit seinem ersten Roman *Mord im Gurkenbeet* feierte er weltweit riesige Erfolge und schaffte in Deutschland auf Anhieb den Sprung in die SPIEGEL-Bestsellerliste. Alan Bradley lebt zusammen mit seiner Frau auf Malta.

Weitere lieferbare Romane mit Flavia de Luce:

Mord im Gurkenbeet (37624)

Halunken, Tod und Teufel (gebundene Ausgabe bei Penhaligon, 3026)

Alan Bradley

FLAVIA DE LUCE
MORD IST KEIN KINDERSPIEL
Roman

The title 'FLAVIA DE LUCE' is written in a large, ornate, blackletter-style font with decorative flourishes. Below it, the subtitle 'MORD IST KEIN KINDERSPIEL' is written in a smaller, similar font on a scroll that appears to be unrolled from the left and right sides. The scroll has a three-dimensional effect with shading.

Aus dem Englischen übersetzt
von Gerald Jung
und Katharina Orgaß

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Weed that Strings the Hangman's Bag« bei Orion,
an imprint of the Orion Publishing Group Ltd., London.



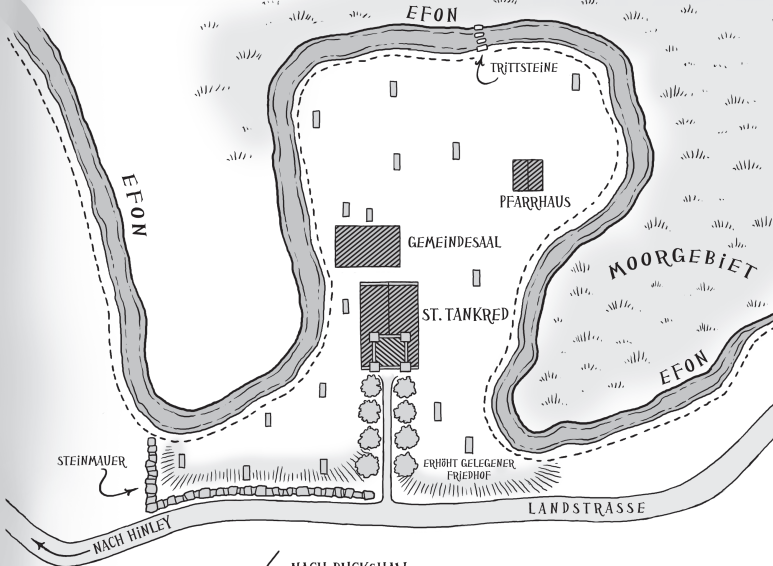
Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier Holmen Book Cream
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

I. Auflage
Taschenbuchausgabe November 2011
bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
© 2010 by Alan Bradley
© der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by Penhaligon Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München | www.hildendesign.de
Umschlagillustration: © Iacopo Bruno
UH · Herstellung: sam
Satz: dtp im Verlag, Sabine Müller
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37825-8

www.blanvalet.de

Wieder für Shirley

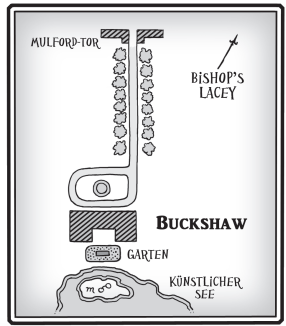
MALPLAQUET FA...



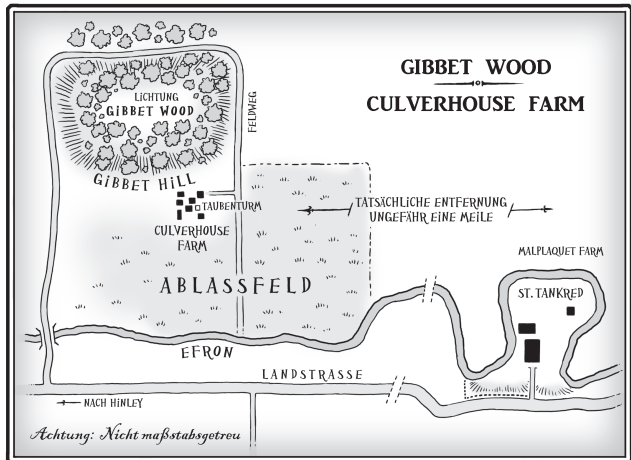
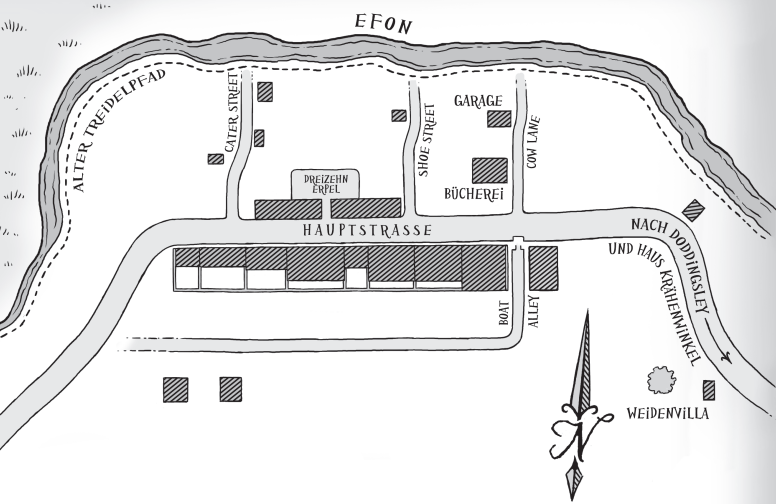
BISHOP'S LACEY

&

Umgebung



RM



SIR WALTER RALEIGH AN SEINEN SOHN

*Drei Dinge gibts, die rasch und gut gedeihn,
Schön aufblühn, wenn sie sorglich sind getrennt;
Doch kann ein Tag sie aneinanderreihn,
Und wenn geeint, verderben sie am End.*

*Und diese sinds: das Holz, der Hanf, der Hans.
Das Holz verwandelt in den Galgen sich;
Hanf steht für Henkerstrick; und mit dem Hans
Benenn ich, liebes Bürschlein, diesmal dich.*

*Gib acht, mein Junge: sind die drei sich fern,
Bleibt frisch das Holz, Hanf grün, Hans wohlgenut;
Doch wenn vereint, so fault das Holz im Kern,
Der Strick wird bös, und würgt das Kind zu Tod.*

1

Ich lag tot auf dem Friedhof. Seit die Trauernden ein letztes, kummervolles Mal Abschied von mir genommen hatten, war bereits eine geschlagene Stunde vergangen.

Punkt zwölf, also genau um die Zeit, um die wir uns sonst immer zum Mittagessen am Tisch versammelt hatten, war ich aus Buckshaw fortgebracht worden: Mein glänzender Rosenholzsarg war aus dem Salon hinaus und die breiten Steinstufen zur Ausfahrt hinabgetragen worden, dann hatte man ihn mit erschütternder Mühelosigkeit in die offene Tür des wartenden Leichenwagens geschoben und dabei einen kleinen Wiesenblumenstrauß zerdrückt, den ein trauernder Dorfbewohner dort hineingelegt hatte.

Es folgte die lange Fahrt durch die Kastanienallee bis zum Mulford-Tor, dessen stets sprungbereite Greife sich abwandten, als wir vorüberfuhren – ob vor Kummer oder aus Gleichgültigkeit würde ich nie mehr erfahren.

Dogger, Vaters treues Faktotum, war gemessenen Schrittes neben dem langsam fahrenden Leichenwagen einhergegangen, den Kopf gesenkt, eine Hand leicht auf das Dach gelegt, als wollte er meine sterblichen Überreste vor etwas schützen, das nur er sehen konnte. Am Tor hatte ihn ein Mitarbeiter des Bestattungsunternehmers schließlich mittels einiger unmissverständlicher Gesten in ein angemietetes Automobil verfrachtet.

So hatte man mich bis ins Dorf Bishop's Lacey gebracht, eine feierliche Fahrt über dieselben grünen Sträßchen, diesel-

ben staubigen Heckenwege, die ich zu meinen Lebzeiten jeden Tag mit dem Fahrrad entlangesaust war.

Auf dem etwas erhöht liegenden Friedhof von St. Tankred hatte man mich behutsam aus dem Leichenwagen gehoben und im Schneckentempo den Weg zwischen den Linden hinaufgetragen. Oben angekommen, hatte man mich noch einmal auf dem frisch gemähten Rasen abgesetzt.

Daran schloss sich der Gottesdienst am offenen Grab an, bei dem der Vikar mit einem Anflug ehrlicher Trauer die traditionellen Worte sprach.

Zum ersten Mal verfolgte ich eine Begräbniszeremonie aus dieser Warte. Im vergangenen Jahr hatten wir mit Vater an der Beerdigung des alten Mr Dean teilgenommen, des Obst- und Gemüsehändlers unseres Ortes. Sein Grab befand sich nur wenige Meter von der Stelle entfernt, an der ich jetzt lag. Es war schon eingesunken und hatte kaum mehr als eine rechteckige Vertiefung hinterlassen, die meistens mit abgestandenem Regenwasser gefüllt war.

Meine älteste Schwester Ophelia behauptete, Mr Deans Grab sei deshalb eingesunken, weil der Tote auferstanden und körperlich nicht mehr anwesend sei, wohingegen meine andere Schwester Daphne meinte, er sei lediglich in ein darunter liegendes älteres Grab durchgerutscht, dessen Bewohner zu Moder zerfallen sei.

Ich stellte mir die Knochensuppe unter mir vor: eine Suppe, der ich mich bald als weitere Zutat beimengen sollte.

Flavia Sabina de Luce, 1939-1950, so würde man meinen Grabstein beschriften lassen, einen bescheidenen, aber doch geschmackvollen Marmorstein ohne Platz für falsche Rührseligkeiten.

Schade. Hätte ich lange genug gelebt, hätte ich für den Stein schriftliche Anweisungen hinterlassen, die einen Anflug von Wordsworth heraufbeschworen hätten:

*Ein Mädchen, wie ich keins je sah
und selten eins geliebt.*

Und wenn sich meine Angehörigen dagegen gesträubt hätten, hätte ich folgende Alternative angegeben:

*Das treueste Herz wird oft
durch böse Taten gebrochen.*

Nur Feely, die jene Zeilen schon am Klavier gesungen und gespielt hatte, hätte das Zitat aus Thomas Campions *Third Book of Airs* erkannt, aber sie wäre vor Trauer und schlechtem Gewissen viel zu erschüttert gewesen, als dass sie die anderen darüber aufgeklärt hätte.

Die Stimme des Vikars riss mich aus meinen Gedanken:

»... Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub, in der unerschütterlichen Hoffnung auf die Auferstehung zum ewigen Leben durch unseren Herrn Jesus Christus, der unseren sterblichen Leib verwandeln wird ...«

Und dann waren sie auf einmal alle verschwunden, ließen mich an einem Ort allein, wo mir nichts anderes übrig blieb, als den Würmern zu lauschen.

Das war's dann wohl gewesen: Das traurige Ende der armen Flavia.

Inzwischen war die Familie bestimmt schon wieder auf Buckshaw und hatte sich um den langen Esstisch versammelt: Vater wie immer in steinernes Schweigen gehüllt, Daffy und Feely einander mit tränenverschmierten Gesichtern umarmend, während unsere Köchin Mrs Mullet einen großen Servierteller mit einem Braten hereintrug.

Mir fiel ein, was mir Daffy erzählt hatte, als sie gerade Homers *Odyssee* verschlang: dass gebratenes Fleisch im alten Griechenland der traditionelle Leichenschmaus gewesen sei. Ich hatte damals im Hinblick auf Mrs Mullets Kochkünste

erwidert, dass sich in diesem Punkt in zweieinhalb Jahrtausenden eigentlich nicht viel verändert habe.

Aber jetzt, da ich tot bin, dachte ich, sollte ich mir vielleicht Mühe geben, etwas nachsichtiger zu urteilen.

Dogger war natürlich untröstlich. Der gute Dogger, unser Butler, Chauffeur, Hausdiener, Gärtner und Gutsverwalter in Personalunion; eine arme, vom Krieg verstörte Seele, deren Tüchtigkeit an- und abschwoll wie die Gezeiten an der Mündung des Severn; Dogger, der mir erst kürzlich das Leben gerettet und am nächsten Morgen schon wieder alles vergessen hatte. Ihn würde ich schrecklich vermissen.

Ebenso wie mein Chemielabor. Ich dachte an die vielen vergnüglichen Stunden, die ich in jenem verlassenen Flügel von Buckshaw verbracht hatte, glücklich zwischen all den Destillierkolben, Retortenglocken und munter blubbernden Schläuchen und Reagenzgläsern. Der Gedanke, das alles nie mehr wiederzusehen, war schier unerträglich.

Ich lauschte dem aufkommenden Wind, der über mir durch das Geäst der alten Eiben strich. Hier im Schatten des Kirchturms von St. Tankred wurde es bereits recht frisch. Bald würde die Dunkelheit hereinbrechen.

Arme Flavia! Arme, kalte, mausetote Flavia!

Inzwischen bereuten Daffy und Feely es gewiss schon von ganzem Herzen, dass sie zu ihrer kleinen Schwester während ihres kurzen elfjährigen Erdendaseins immer so gemein gewesen waren.

Bei dem Gedanken lief mir eine Träne über die Wange.

Ob Harriet mich wohl im Himmel in Empfang nahm?

Harriet war meine Mutter, die ein Jahr nach meiner Geburt auf ungeklärte Weise beim Bergsteigen ums Leben kam. Würde sie mich nach zehn Jahren überhaupt wiedererkennen? Ob sie immer noch die Bergsteigerkluft anhatte, die sie bei ihrem Tod trug, oder hatte sie inzwischen ein weißes Nachthemd angelegt?

Was sie auch tragen mochte, sie sah bestimmt sehr schick aus.

Da vernahm ich Flügelschläge. Sie hallten dröhnend von der Kirchenmauer wider, von dem Buntglasfenster, so groß wie ein halbes Fußballfeld, und von den mich umstehenden schiefen Grabsteinen. Ich wäre zu Tode erschrocken, wäre ich nicht schon tot gewesen.

War das womöglich ein Engel ... oder eher wohl ein Erzengel ... der vom Himmel herniederstieg, um Flavias holde Seele ins Paradies zu geleiten? Ich öffnete die Augen einen winzigen Spalt, bis ich, wenn auch nur verschwommen, durch die Wimpern spähen konnte.

So ein Pech! Es war nur eine der zerzausten Dohlen, die immer um St. Tankred herumflatterten. Diese Strolche hatten sich, gleich nachdem die Steinmetze im 13. Jahrhundert ihr Werkzeug eingepackt hatten und zur nächsten Baustelle weitergezogen waren, droben im Kirchturm eingestet.

Der blöde Vogel hatte sich unbeholfen auf einem gen Himmel weisenden Marmorzeigefinger niedergelassen und betrachtete mich unverfroren mit schiefgelegtem Kopf aus blanken, albernen Knopfaugen.

Diese Dohlen waren aber auch zu dämlich! Ich konnte diesen Trick so oft aufführen wie ich wollte, jedes Mal kamen sie früher oder später vom Turm heruntergeflattert. Für das urzeitliche Hirn einer Dohle konnte ein auf der Erde ausgestrecktes Lebewesen nur eines bedeuten: Nahrung.

Wie schon Dutzende Male zuvor sprang ich auf und warf mit dem Stein, den ich in der Faust verborgen hielt, nach dem Federvieh. Wie praktisch jedes Mal traf ich nicht.

Mit verächtlichem »Kraak« schwang sich die Dohle in die Lüfte und flatterte in Richtung Fluss davon.

Jetzt, da ich wieder auf den Beinen war, merkte ich erst, dass ich einen Bärenhunger hatte. Kein Wunder, seit dem Frühstück hatte ich nichts mehr gegessen. Ich überlegte kurz, ob

ich im Gemeindehaus womöglich noch ein paar übrig gebliebene Marmeladentörtchen oder ein Stück Kuchen würde auf-treiben können. Gestern Abend hatte sich das Frauenkomitee von St. Tankred dort versammelt; daher standen die Chancen nicht schlecht.

Als ich durch das kniehohe Gras stapfte, glaubte ich einen hohen, lang gezogenen Laut zu hören. War die freche Dohle zurückgekommen, um das letzte Wort zu haben?

Ich blieb stehen und spitzte die Ohren.

Nichts.

Dann hörte ich es wieder.

Oft empfinde ich es als Segen, manchmal jedoch auch als Fluch, dass ich Harriets unglaublich scharfes Gehör geerbt habe, da ich, wie ich Feely voller Genugtuung zu erzählen pflege, Dinge höre, die einem die Haare zu Berge stehen lassen. Mein Spezialgebiet ist Weinen in allen seinen Spielarten.

Die Laute kamen aus der nordwestlichen Ecke des Friedhofs, unweit des Holzschuppens, in dem der Totengräber sein Werkzeug aufbewahrte. Als ich auf Zehenspitzen näher schlich, schwollen die Klagelaute an: Dort heulte jemand vor sich hin, und zwar auf die gute alte Rotz-und-Wasser-Art.

Es ist schlicht naturgegeben, dass die meisten Männer an einer weinenden Frau vorbeigehen können, als hätten sie Scheuklappen vor den Augen und Bohnen in den Ohren, aber keine Frau kann eine Geschlechtsgenossin schluchzen hören, ohne ihr umgehend zu Hilfe zu eilen.

Ich spähte hinter einer schwarzen Marmorsäule hervor – und da lag sie, lang ausgestreckt bäuchlings auf einer Grabplatte. Ihr Haar ergoss sich wie blutiger Wasserfall über die verwitterte Inschrift im Kalkstein. Bis auf die Zigarette, die anmutig zwischen ihren Fingern klemmte, glich sie einem Gemälde von Burne-Jones oder einem anderen Präraffaeliten. Fast widerstrebte es mir, sie zu stören.

»Guten Tag«, sagte ich. »Geht's Ihnen nicht gut?«

Es scheint ebenso naturgegeben zu sein, dass man solche Unterhaltungen immer mit einer unglaublich blöden Bemerkung beginnt. Ich hatte sie noch nicht ausgesprochen, da war sie mir schon peinlich.

»Ach was! Mir geht's bestens«, schimpfte sie, sprang auf und wischte sich die Augen. »Was schleichst du dich so an mich ran? Wer bist du überhaupt?«

Sie warf die Haare zurück und reckte trotzig das Kinn. Ich erblickte die hohen Wangenknochen und das dramatische dreieckige Gesicht eines Stummfilmstars, und so wie sie die Zähne bleckte, sah man sofort, dass sie Angst hatte.

»Flavia. Ich bin Flavia de Luce. Ich wohne hier in der Nähe ... auf Buckshaw.«

Ich zeigte mit dem Daumen in die ungefähre Richtung.

Sie starrte mich an, als zappelte sie immer noch in den Fängen eines Albtraums.

»Entschuldigen Sie«, sagte ich. »Ich wollte Sie nicht erschrecken.«

Sie richtete sich zu voller Größe auf – was höchstens eins sechzig sein konnte – und machte einen Schritt auf mich zu, wie eine empörte Version von Botticellis *Venus*, die ich einmal auf einer Huntley-and-Palmer-Keksdose gesehen hatte.

Ich wich nicht von der Stelle und richtete den Blick unverwandt auf ihr Kleid. Es war aus cremefarbenem, bedrucktem Kattun mit gerafftem Oberteil und ausgestelltem Rock. Das Muster zeigte lauter winzige Blumen, rot, gelb, blau, einige auch leuchtend orange wie manche Mohnblumen. Mir fiel unweigerlich auf, dass der Saum mit angetrocknetem Lehm verschmiert war.

»Ist was?« Sie zog affektiert an ihrer zerknickten Zigarette. »Hast du noch nie jemanden Berühmtes gesehen?«

Berühmt? Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wer sie war. Angesichts dessen reagierte ich ausgesprochen geistesgegenwärtig, indem ich erwiderte, ich sei sehr wohl schon jemand

Berühmtem begegnet, und zwar Winston Churchill, den mir Vater einmal in London aus dem Taxi heraus gezeigt hatte. Churchill hatte vor dem Savoy gestanden, die Daumen in die Westentaschen gehakt, und auf einen Mann in gelbem Regentmantel eingeredet.

»Der gute alte Winnie«, hatte Vater wie im Selbstgespräch geraunt.

»Na und?«, sagte die Frau. »Was für ein grässlicher Ort ... voller grässlicher Menschen ... und dazu diese verdammten Autos!« Sie brach abermals in Schluchzen aus.

»Kann ich etwas für Sie tun?«, erkundigte ich mich.

»Geh einfach weg und lass mich in Ruhe«, schluchzte sie.

Meinetwegen, dachte ich. Eigentlich dachte ich mir noch mehr, aber da ich mir ja vorgenommen hatte, ein besserer Mensch zu werden ...

Ich blieb noch einen Augenblick stehen und beugte mich unauffällig vor, um zu sehen, ob ihre vom Kinn tropfenden Tränen mit der porösen Oberfläche des Grabsteins reagierten, denn Tränen bestehen bekanntlich hauptsächlich aus Wasser, Natriumchlorid, Mangan und Kalium, wogegen Kalkstein in erster Linie aus Kalkspat besteht, der in Natriumchlorid löslich ist – allerdings nur bei hohen Temperaturen. Darum war es ziemlich unwahrscheinlich – es sei denn, die Temperatur auf dem Friedhof von St. Tankred stieg ganz plötzlich sehr rasant an –, dass sich hier etwas chemisch Interessantes ereignen würde.

Ich drehte mich um und ging davon.

»Flavia ...«

Ich wandte den Kopf. Sie streckte die Hand nach mir aus.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Aber ich hatte heute einen echt beschissenen Tag.«

Ich hielt inne ... und ging schließlich zögerlich zu ihr zurück, während sie sich mit dem Handrücken die Tränen trocknete.

»Es ging schon damit los, dass Rupert ganz miese Laune hat-

te, noch bevor wir heute Morgen aus Stoatmoor abgefahren sind. Wir hatten einen ziemlichen Krach, und dann noch diese verflixte Geschichte mit dem Kombi ... das hat einfach das Fass zum Überlaufen gebracht. Rupert ist losgezogen, um jemanden aufzutreiben, der den Wagen reparieren kann, und ich ... tja, ich bin hier gelandet.«

»Ich finde Ihre roten Haare schön«, entgegnete ich. Erwartungsgemäß griff sie sofort danach und lächelte.

»Karottenschopf haben sie mich immer genannt, als ich so alt war wie du. Karottenschopf! Stell dir das mal vor!«

»Karottenschöpfe sind aber grün. Wer ist Rupert?«

»Wer Rupert ist?«, fragte sie zurück. »Willst du mich auf den Arm nehmen?«

Sie zeigte mit dem Finger, und ich drehte mich um. Vor dem Friedhof parkte ein ziemlich klappriger Kombi – ein Austin Eight. Auf der Seitenwand stand in prahlerischen goldenen Zirkusbuchstaben, die trotz der dicken Kruste aus Dreck und Staub gut zu lesen waren: PORSONS PUPPENBÜHNE.

»Rupert Porson«, sagte die Rothaarige. »Jeder kennt Rupert Porson. Rupert Porson! Der mit *Snoddy, das Eichhörnchen! Das magische Königreich!* Hast du ihn noch nie im Fernsehen gesehen?«

Snoddy, das Eichhörnchen? Das magische Königreich?

»Auf Buckshaw gibt's keinen Fernseher. Vater sagt, das Fernsehen ist eine abscheuliche Erfindung.«

»Dein Vater ist ein sehr, sehr kluger Mann. Zweifellos ...«

Das Scheppern eines losen Kettenschutzes schnitt ihr das Wort ab, und da kam auch schon der Vikar um die Ecke der Kirche geeiert. Er stieg ab und lehnte sein ramponiertes Raleigh-Fahrrad an den nächstbesten Grabstein. Als er auf uns zukam, besann ich mich darauf, dass Kanonikus Denwyn Richardson nicht unbedingt dem Bild entsprach, das man sich gemeinhin von einem typischen Dorfpfarrer macht. Er war groß und breit, ein rauer, aber herzlicher Bursche, und wäre

er auch noch tätowiert gewesen, hätte man ihn für den Käpt'n eines dieser rostigen alten Trampdampfer halten können, die sich in den letzten gottverlassenen Außenposten unseres britischen Weltreichs träge von einem in der Sonne glühenden Hafen zum nächsten schleppten.

Sein schwarzes geistliches Gewand war hier und da mit krei digem Staub bepudert, als hätte er mit seinem Rad gerade eine Bauchlandung hingelegt.

»Alle Wetter!«, entfuhr es ihm, als er mich erblickte. »Ich habe meine Hosensklammer verloren und mir den ganzen Aufschlag in Fetzen gerissen!« Er klopfte sich im Gehen ab und setzte dann hinzu: »Da macht mich Cynthia bestimmt zur Schnecke.«

Die Augen der Rothaarigen wurden groß, und sie warf mir einen Blick zu.

»Seit einiger Zeit kratzt sie doch tatsächlich auf alle meine Sachen mit einer Nadel meine Initialen«, fuhr der Vikar fort, »was mich aber nicht davon abhält, auch weiterhin alles Mögliche zu verlieren. Letzte Woche die hektographierten Blätter für das Kirchenblatt, in der Woche davor einen Messingtürknauf aus der Sakristei. Das ist wirklich mehr als ärgerlich, doch, doch.« Dann wandte er sich mir zu. »Tag, Flavia. Freut mich immer, dich in der Kirche zu sehen.«

»Das ist unser Vikar, Kanonikus Richardson«, klärte ich die Rothaarige auf. »Vielleicht kann er Ihnen ja behilflich sein.«

»Denwyn«, sagte der Vikar und hielt der Fremden die Hand hin. »Seit dem Krieg geht es auch bei uns nicht mehr ganz so förmlich zu.«

Wortlos streckte die Frau zwei, drei Finger aus und berührte seine Handfläche. Dabei rutschte der kurze Ärmel ihres Kleides nach oben und ich erhaschte einen Blick auf einen hässlichen grün-violetten Bluterguss auf ihrem Oberarm. Hastig zog sie den Stoff mit der linken Hand wieder herunter.

»Wie kann ich Ihnen denn behilflich sein?« Der Vikar ges-

tikulierte in Richtung Kombi. »Es kommt nicht oft vor, dass wir in unserer beschaulichen ländlichen Abgeschlossenheit von derart illustrem Theatervolk um Hilfe gebeten werden.«

Die Rothaarige fasste sich ein Herz. »Unser Kombi ist kaputt gegangen. Jedenfalls so gut wie. Irgendwas mit dem Vergaser oder so. Wenn es die Elektrik gewesen wäre, hätte Rupert es garantiert im Handumdrehen repariert, aber mit der Kraftstoffanlage ist er überfordert.«

»Ach, du meine Güte!«, sagte der Vikar. »Aber das kann Bert Archer von der Autowerkstatt bestimmt wieder in Ordnung bringen. Wenn Sie wollen, rufe ich ihn gleich an.«

»Nein, nein«, erwiderte die Frau eine Spur *zu* rasch, »wir möchten Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten. Rupert ist die Hauptstraße runtergegangen und hat bestimmt schon jemanden aufgetrieben.«

»In diesem Fall wäre er inzwischen längst wieder hier. Ich rufe rasch Bert an. Der verdrückt sich um die Mittagszeit oft mal auf ein kleines Schläfchen nach Hause. Tja, der gute Bert ist auch nicht mehr der Jüngste! Aber wir werden ja schließlich alle älter, nicht wahr? Jedenfalls finde ich, dass bei kaputten Motoren und dergleichen Reparaturen, selbst wenn es nur ganz geringfügige sind, der Segen der Kirche nicht schaden kann.«

»Nein ... nein, danke, ich will wirklich keine Umstände machen. Wir kommen schon zurecht.«

»Unsinn«, widersprach der Vikar und schritt bereits energisch durch den Wald aus Grabsteinen auf das Pfarrhaus zu. »Das macht überhaupt keine Umstände. Ich bin gleich wieder da.«

»Herr Vikar!«, rief ihm die Frau nach, »bitte ...«

Denwyn Richardson blieb unvermittelt stehen, machte kehrt und kam widerstrebend zu uns zurück.

»Es ist nur ... verstehen Sie, wir ...«

»Ach so! Es ist also eine Frage des Geldes.«

Die Frau nickte traurig und senkte den Kopf. Das rote Haar fiel ihr wie ein Vorhang vors Gesicht.

»Da lässt sich bestimmt etwas machen«, sagte der Vikar aufmunternd. »Ah! Da kommt Ihr Mann ja schon.«

Ein kleiner Mann mit zu großem Kopf kam schwerfällig quer über den Friedhof auf uns zugehumpelt. Bei jedem Schritt beschrieb sein rechtes Bein einen weiten Halbkreis. Als er näher kam, sah ich, dass sein Unterschenkel in einem massiven Eisengestell steckte.

Sein Alter ließ sich nur schwer einschätzen – um die vierzig vermutlich.

Trotz seiner geringen Körpergröße schienen die breite, gewölbte Brust und die muskulösen Oberarme den leichten Leinenanzug jeden Augenblick sprengen zu wollen. Im Gegensatz dazu bot sein rechtes Bein einen kläglichen Anblick. Das lose flatternde Hosenbein führte mich zu dem Schluss, dass das Bein selbst dünn wie ein Streichholz sein musste. Mit dem gewaltigen Kopf erinnerte er mich an einen Riesenkraken, der auf ungleich langen Fangarmen durch den Friedhof stakste.

Er blieb vor uns stehen und lüpfte respektvoll eine flache Schiebermütze mit Schirm, wie sie von Automobilisten gerne getragen wird. Dabei kam ein widerspenstiger hellblonder Schopf zum Vorschein; auch sein kleines Van-Dyke-Ziegenbärtchen hatte diese Farbe.

»Rupert Porson, nehme ich an?« Der Vikar begrüßte den Neuankömmling mit einem herzlichen Lange-nicht-mehr-gesehen-alter-Kumpel-Handschlag. »Ich bin Denwyn Richardson. Und das hier ist meine kleine Freundin Flavia de Luce.«

Porson nickte mir zu und bedachte die Rothaarige mit einem flüchtigen finsternen Blick, ehe er ein strahlendes Lächeln aufsetzte. Strahlend wie ein Suchscheinwerfer.

»Ich habe gehört, Sie haben ein Motorproblem«, fuhr der Vikar fort. »Sehr ärgerlich. Aber wenn es deshalb den Schöpfer des *magischen Königreichs* und von Snoddy, dem Eichhörn-

chen in unsere Mitte verschlagen hat ... tja, das bestätigt mal wieder das alte Sprichwort, was?«

Er verriet uns nicht, welches Sprichwort er meinte, und es fragte auch keiner danach.

»Ich war gerade dabei, Ihrer verehrten Gattin zu erläutern«, fuhr der Vikar fort, »dass sich St. Tankred sehr geehrt fühlen würde, wenn Sie sich imstande sähen, uns im Gemeindesaal mit einer kleinen Vorführung zu erfreuen, solange Ihr fahrbarer Untersatz repariert wird. Ich weiß natürlich, dass Sie ein gefragter Mann sind, aber es wäre geradezu unverzeihlich von mir, würde ich nicht im Interesse der Kinder – und natürlich auch aller Erwachsenen! – von Bishop's Lacey zumindest den Versuch unternehmen, Sie dazu zu überreden. Hin und wieder darf man doch wohl den Kindern einen Überfall auf ihre Sparschweine gestatten, jedenfalls wenn es um ein kulturell lohnendes Ereignis geht. Finden Sie nicht auch?«

»Nun, Herr Vikar«, erwiderte Porson mit honigsüßer Stimme, die, wie ich fand, viel zu laut, volltönend und einschmeichelnd für einen so klein gewachsenen Mann war, »Sie verstehen bestimmt, dass unser Tourneepan kaum Abweichungen zulässt, und jetzt ruft auch schon wieder London nach uns ...«

»Ach so.«

»Aber ...«, Porson hob theatralisch den Zeigefinger, »... es wäre uns die allergrößte Freude, sozusagen für unser Abendessen etwas zu singen. Hab ich nicht recht, Nialla? Wie in den guten alten Zeiten.«

Die Rothaarige nickte, sagte aber nichts dazu, sondern schaute auf die fernen Hügel.

»Sehr schön!« Der Vikar rieb sich so eifrig die Hände, als wollte er ein Feuer entfachen. »Dann sind wir uns ja einig. Kommen Sie am besten gleich mit, dann zeige ich Ihnen den Saal. Der ist zwar nicht ganz auf dem neuesten Stand, aber immerhin hat er eine Bühne, und die Akustik soll sogar durchaus bemerkenswert sein.«

Damit verschwanden die beiden Männer um die Ecke der Kirche.

Zuerst schien es zwischen uns nichts mehr zu sagen zu geben, dann ergriff die Rothaarige das Wort: »Du hast nicht zufällig eine Zigarette, oder? Ich muss dringend eine rauchen.«

Ich schüttelte den Kopf wie eine Idiotin.

»Hmmm ... So wie du aussiehst, hätte ich dir das durchaus zugetraut.«

Zum ersten Mal in meinem Leben war ich sprachlos.

»Ich rauche nicht«, stieß ich hervor.

»Und warum nicht? Bist du zu jung oder zu klug dafür?«

»Ich hatte schon überlegt, ob ich nächste Woche damit anfangen«, antwortete ich nicht sehr überzeugend. »Ich bin einfach noch nicht dazu gekommen.«

Sie warf den Kopf zurück und lachte, wobei man alle ihre Zähne sah, wie bei einem Filmstar.

»Du gefällst mir, Flavia de Luce! Aber ich bin dir gegenüber im Vorteil, was? Du hast mir deinen Namen verraten, aber weißt noch nicht, wie ich heiße.«

»Sie heißen Nialla«, sagte ich. »Mr Porson hat Sie Nialla genannt.«

Sie gab mir feierlich die Hand. »Ganz recht. Aber du darfst mich gern Mutter Gans nennen.«

2

Mutter Gans! Die Märchentante? Sie wollte mich wohl auf den Arm nehmen!

Ich mache mir nicht viel aus flapsigen Bemerkungen, schon gar nicht, wenn sie von anderen kommen, und wenn ein Erwachsener sie macht, gehen sie mir erst recht am Allerwertesten vorbei. Meiner Erfahrung nach sollen solche merkwürdigen Scherze aus dem Mund von jemandem, der eigentlich alt genug ist, um es besser zu wissen, meist nur von irgendetwas ablenken.

Trotzdem verkniff ich mir die scharfe – und herrlich fiese! – Erwiderung, die mir auf der Zunge lag, und brachte stattdessen ein sehr verwässertes Lächeln zustande.

»Mutter Gans?«, wiederholte ich misstrauisch.

Die Rothaarige brach abermals in Tränen aus, und ich war froh, dass ich die Klappe gehalten hatte. Jetzt würde ich bestimmt mit einer pikanten Erklärung belohnt werden.

Abgesehen davon hatte ich inzwischen eine leichte, wenn auch kaum merkliche Zuneigung zwischen der Fremden und mir festgestellt. War es Mitleid? Oder eher Angst? Jedenfalls sehnte sich irgendeine chemische Substanz im Inneren der einen nach ihrem lang ersehnten Gegenstück – oder handelte es sich vielmehr um ein Gegengift? – in der anderen.

Ich legte der Frau die Hand auf die Schulter und reichte ihr mein Taschentuch. Sie inspizierte es argwöhnisch.

»Das sind nur Grasflecken«, sagte ich.

Das führte zu einem geradezu spastischen Vulkanausbruch.

Sie begrub das Gesicht im Taschentuch, und ihre Schultern bebten so heftig, dass ich fürchtete, sie würde gleich zerplatzen. Um ihr Gelegenheit zu geben, sich wieder zu fassen –, und weil ich von ihrem Ausbruch peinlich berührt war –, entfernte ich mich ein Stück, um die Inschrift auf einem hohen, verwitterten Grabstein zu lesen. Der Stein gehörte zum Grab einer gewissen Lydia Green, die im Jahr 1638 »entschlafen« war, und zwar im Alter von »einhundertfünfunddreißig Jahren«.

Blühend einst, ist nun sie leichenblass, stand auf dem Stein geschrieben, *beweinet von ihrer Freunde kleiner Schar.*

Wäre Lydia nicht gestorben, rechnete ich rasch aus, wäre sie heute an die vierhundertfünfundsiebzig Jahre alt und höchstwahrscheinlich ein Mensch, dessen Bekanntschaft zu machen ausgesprochen lohnend wäre.

»Ich komme mir vor wie der letzte Trottel!«

Ich drehte mich um. Die Rothaarige tupfte sich die Augen und grinste mich tränenfeucht an.

»Ich heiße wirklich Nialla.« Sie reichte mir die Hand. »Ich bin Ruperts Gehilfin.«

Ich kämpfte meinen Ekel nieder und schüttelte ihr flüchtig die Hand, die wie vermutet nass und klebrig war. Sobald es die Höflichkeit zuließ, verbarg ich meine Hand hinter dem Rücken und wischte sie an meinem Rock ab.

»Gehilfin?« Das Wort entschlüpfte mir, ehe ich es zurückhalten konnte.

»Ja, ich weiß, der Vikar hat mich für Ruperts Ehefrau gehalten, aber so ist es nicht. Ehrlich nicht! Überhaupt gar nicht!«

Mein Blick wanderte unweigerlich zu dem Kombi mit der Aufschrift »Porsons Puppenbühne«. Es entging ihr nicht.

»Klar ... wir sind zusammen unterwegs. Rupert und ich empfinden füreinander ... nun, du würdest es wahrscheinlich ... »große Zuneigung« nennen. Aber Mann und Frau ...?«

Für wie blöd hielt sie mich eigentlich? Es war noch keine Woche her, dass Daffy mir und Feely laut aus *Oliver Twist*

vorgelesen hatte, und ich zweifelte nicht im Mindesten daran, dass diese Nialla die Nancy für Rupert Porsons Bill Sikes war. Hatte sie nicht mitgekriegt, dass ich den blauen Fleck an ihrem Oberarm gesehen hatte?

»Dabei macht es einen Riesenspaß, mit Rupert kreuz und quer durch England zu tuckern! Überall, wo wir hinkommen, kennen ihn die Leute. Erst vorgestern, als wir in Market Selby auftraten, hat uns schon im Postamt eine dicke Frau mit Kapotthut entdeckt.

›Rupert Porson!‹, hat sie losgekreischt. ›Rupert Porson geht zur Königlichen Post, genau wie alle gewöhnlichen Menschen auch!‹«

Nialla lachte.

»Dann hat sie ihn um ein Autogramm gebeten. Das passiert uns auch fast überall. Sie bestand darauf, dass er ›Liebe Grüße von Snoddy, dem Eichhörnchen‹ draufschrieb. Er malt dann immer noch ein paar Nüsschen dazu. Sie behauptete, das Autogramm sei für ihren Neffen, aber von wegen. Wenn man immer auf Achse ist, entwickelt man einen siebten Sinn für so was. Das merkt man sofort.«

Jetzt plauderte sie munter drauflos. Wenn ich brav zuhörte, würde es bestimmt keine Minute mehr dauern, bis sie mir vertrauensvoll ihre Unterhosengröße mitteilte.

»Jemand von der BBC hat Rupert erzählt, dreiundzwanzig Prozent seiner Zuschauer seien kinderlose Hausfrauen. Kommt mir ziemlich viel vor, oder? Aber *Das magische Königreich* befriedigt eben wunderbar das wohl in jedem vorhandene Verlangen, dem Alltag zu entfliehen. Ja, so hat es der Mann vom Fernsehen ausgedrückt: ›das jedermann innewohnende Bedürfnis, dem Alltag zu entfliehen.‹ Jeder muss doch ab und zu mal flüchten. Auf die eine oder andere Weise, meine ich.«

»Nur Mutter Gans nicht«, erwiderte ich.

Sie lachte wieder.

»Hör mal, ich wollte dich nicht veräppeln. Ich bin wirklich Mutter Gans. Jedenfalls wenn ich mein Kostüm anziehe. Warte nur, bis du es siehst! Ich habe einen hohen Hexenhut mit breiter Krempe und einer silbernen Schnalle dran, eine graue Ringellockenperücke und ein langes Rüschenkleid, das aussieht, als hätte es mal Mutter Shipton gehört. Weißt du, wer Mutter Shipton war?«

Selbstverständlich wusste ich, wer Mutter Shipton war: eine alte Schachtel, die angeblich im 16. Jahrhundert lebte und in die Zukunft blicken konnte und, unter anderem, die Große Pest, den Großen Brand von London, Flugzeuge, Schlachtschiffe und den Weltuntergang für das Jahr 1881 vorhergesagt hat. Ihre Prophezeiungen waren wie die des Nostradamus in holprigen Knittelversen abgefasst: »Feuer und Wasser werden große Wunder tun« und so weiter. Sogar heute noch laufen Leute frei herum, die daran glauben, die alte Dame habe den Gebrauch von schwerem Wasser zur Herstellung der Atom-bombe vorausgesagt. Ich glaubte allerdings kein einziges Wort von diesem Riesenblödsinn.

»Ja, den Namen hab ich schon mal gehört«, antwortete ich.

»Ist ja auch egal. So ähnlich sehe ich jedenfalls aus, wenn ich mich für die Vorstellung verkleide.«

»Ist ja toll«, sagte ich lahm.

»Was hat ein nettes Mädel wie du überhaupt an einem Ort wie diesem zu suchen?«, fragte sie daraufhin schmunzelnd. Ihre schwungvolle Gebärde umfing den gesamten Friedhof.

»Ich komme oft zum Nachdenken hierher.«

Das schien sie zu belustigen. Sie spitzte die Lippen und flötete mit affiger Bühnenstimme: »Und worüber denkt Flavia de Luce auf ihrem malerischen alten Dorffriedhof so nach?«

»Übers Alleinsein«, gab ich knapp zurück, ohne jedoch unhöflich sein zu wollen. Es entsprach einfach nur der Wahrheit.

»Übers Alleinsein ...« Sie nickte. Immerhin ließ sie sich von der schroffen Antwort nicht abschrecken. »Doch, es spricht

manches für das Alleinsein, Flavia. Aber wir beide wissen ja wohl, dass ›allein sein‹ und ›einsam sein‹ zwei Paar Schuhe sind, stimmt's?«

Das klang schon spannender. Mein Gegenüber hatte zumindest über ein paar Dinge nachgedacht, die auch mich beschäftigten.

»Stimmt«, gab ich zu.

Ein längeres Schweigen breitete sich aus.

»Erzähl mir was von deiner Familie«, sagte Nialla schließlich leise.

»Da gibt's nicht viel zu erzählen. Ich habe zwei Schwestern, Ophelia und Daphne. Feely ist siebzehn und Daffy dreizehn. Feely spielt Klavier und Daffy ist ein Bücherwurm. Vater ist Philatelist. Briefmarken sind seine Leidenschaft.«

»Und deine Mutter?«

»Die ist tot. Sie kam bei einem Unfall ums Leben, als ich ein Jahr alt war.«

»Gütiger Himmel! Jemand hat mir von einer Familie erzählt, die in einem riesengroßen alten Herrenhaus hier ganz in der Nähe wohnt: ein exzentrischer Colonel und eine Horde junger Mädchen, die so wild aufwachsen wie ein Indianerstamm. Du bist doch nicht etwa eine von *denen*, oder?«

Sie sah mir die Antwort an der Nasenspitze an.

»Oje, du armes Kind!«, rief sie aus. »Entschuldige bitte, ich wollte nicht ... ich meine ...«

»Schon in Ordnung. In Wirklichkeit ist es noch viel schlimmer, aber ich rede nicht gern drüber.«

Der entrückte Blick kehrte in ihre Augen zurück, der Blick einer Erwachsenen, die sich verzweifelt abmüht, mit einem viel jüngeren Gegenüber eine gemeinsame Ebene zu finden.

»Nun ... was machst du so den ganzen Tag?«, fragte sie. »Hast du denn keine Interessen ... oder Hobbys?«

»Ich interessiere mich sehr für Chemie«, antwortete ich, »und ich bastle gerne an meinen Sammelalben.«

Sie war ganz begeistert. »Ach, wirklich? Stell dir vor, das hab ich in deinem Alter auch furchtbar gern gemacht! Zigarettenbildchen und gepresste Blumen: Stiefmütterchen, Gelbkraut, Fingerhut, Rittersporn; alte Knöpfe, Grußkarten, Gedichte über Omas Spinnrad aus dem *Jahrbuch für Mädchen ...* ach, das hat immer einen Riesenspaß gemacht!«

Meine Sammelalben bestanden aus drei dicken violetten Bänden mit ausgeschnittenen Artikeln und Bildern aus der Flut alter Zeitschriften und Zeitungen, welche die Bibliothek und den Salon von Buckshaw erst überflutet und dann unter sich begraben hatten und von dort in leer stehende Schlafräume und Abstellkammern geschwappt waren, ehe sie schließlich in eine Kellergruft gekarrt wurden, wo sie seither in feuchten, schimmlichen Stapeln vor sich hin siechten. Ich hatte alles ausgeschnitten, was ich über Gifte und Giftmischer finden konnte, bis meine Sammelalben aus allen Nähten platzten. Artikel über Major Herbert Rowse Armstrong beispielsweise, den Hobbygärtner und Anwalt, der seine Frau mit liebevoll präparierten Tränken aus arsenhaltigem Unkrautvernichter ins Jenseits beförderte, über Thomas Neill Cream, Hawley Harvey Crippen und George Chapman (erstaunlich, dass die Nachnamen vieler großer Giftmischer mit »C« anfangen!), die eine ansehnliche Armee von Ehegattinnen und anderer Frauen mithilfe von Strychnin, Hyoscin bzw. Antimon ins Grab geschickt hatten, über Mary Ann Cotton (schon wieder!), die sich nach etlichen Jahren erfolgreicher Versuche an Schweinen daran machte, siebzehn Menschen mit Arsen zu vergiften, über Daisy de Melker, die Südafrikanerin, die mit Vorliebe Klempner vergiftete: Erst heiratete sie die Männer, dann trennte sie sich mithilfe einer Dosis Strychnin wieder von ihnen.

»So ein Sammelalbum ist das allerschönste Hobby für eine junge Dame«, sagte Nialla. »Vornehm ... aber trotzdem erzieherisch wertvoll.«

Ich selbst hätte es nicht besser ausdrücken können.

»Als ich von zu Hause ausgebüxt bin, hat meine Mama die Alben in den Müll geworfen.« Sie gab ein Geräusch von sich, das, wenn es hätte leben dürfen, vielleicht ein leises Kichern geworden wäre.

»Sie sind von zu Hause ausgebüxt?«

Das fand ich fast so spannend wie ihre Sammlung von gepresstem Rittersporn und Fingerhut – Letzteres immerhin eine Pflanze, aus der sich, wie mir sofort einfiel, das pflanzliche Alkaloid Digitalin (den Chemikern unter uns besser als $C_{36}H_{56}O_{14}$ bekannt) extrahieren ließ. Freudig dachte ich an die nicht wenigen Male, bei denen ich in meinem Labor die Blätter einer im Garten gepflückten Fingerhutpflanze mithilfe von Alkohol hatte auslaugen lassen. Anschließend hatte ich den schmalen, glitzernden Nadeln bei der Kristallisation zugehen und mich an der wunderschön smaragdgrünen Lösung erfreut, die sich bildete, nachdem ich die Kristalle in Salzsäure aufgelöst und ein wenig Wasser hinzugefügt hatte. Dem ausgeschiedenen Granulat konnte natürlich mit Schwefelsäure wieder zu seiner ursprünglichen grünen Tönung verholphen werden; man konnte es mittels Bromdampf hellrot färben und durch Zugabe von Wasser wieder smaragdgrün. Es war die reinste Zauberei! Außerdem war es natürlich ein tödliches Gift und als solches wesentlich spannender als alberne Knöpfe und das *Jahrbuch für Mädchen*.

»Mmmmm«, bestätigte Nialla. »Ich hatte die Nase voll vom Abwaschen und Abtrocknen, vom Fegen und Staubwischen, davon zuzuhören, wie sich die Nachbarn nebenan übergeben. Ich mochte nicht mehr nachts wach liegen und auf das Hufgeklapper des Schimmels warten, der mir den Prinzen bringen sollte.«

Ich grinste.

»Rupert gab meinem Leben eine Wendung. ›Komm mit mir zum Tor von Diarbekir‹, hat er zu mir gesagt. ›Komm mit mir in den Orient, und ich mache eine Prinzessin aus dir, eine Prin-



Alan Bradley

Flavia de Luce 2. Mord ist kein Kinderspiel

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37825-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2011

Flavia de Luce ist eine Detektivin, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat

Nie zuvor hat die junge Flavia de Luce einen so aufregenden Theaterabend erlebt. Der begnadete Puppenspieler Rupert Porson schlägt das Publikum in seinen Bann, und beim furiosen Finale gibt es sogar eine echte Leiche!

Die Polizei tappt zunächst im Dunkeln. Nur die Hobbydetektivin Flavia findet heraus, dass jemand die elektrische Anlage der Bühne manipuliert hat. Doch schon bald stellt sich die bange Frage, ob Flavia ganz allein gegen den Strippenzieher in diesem mörderischen Marionettenspiel bestehen kann ...